

» Fortsetzung von Seite 27

Menschen, die es versklavt, das Blut, das es vergossen hat. Es nennt mich einen Eindringling, um sich von der Wahrheit abzulenken: Ich bin hier, weil es dort war. Meine Reise ist kein Hausfriedensbruch – sie ist die Folge der Gier Europas.

Aber die Krankheit Europas geht tiefer als Angst. Europa braucht mich, auch wenn es mich hasst. Es ist abhängig von der Migrantin, dem Geflüchteten, dem Schwarzen Körper, um seine Systeme am Leben zu halten. Von den Weingütern Frankreichs bis zu den Olivenhainen Italiens, von den Baustellen Berlins bis zu den Reinigungsteams in London sind es unsere Hände, die Europa am Laufen halten. Sie nennen es unqualifizierte Jobs, doch ohne sie würden ihre Gesellschaften zusammenbrechen. Die Ironie: Sie können ihre Welt nicht ohne uns bauen und bestehen doch darauf, dass wir nicht hinein gehören. Und so toleriert Europa mich gerade genug, um mich zu benutzen. Ich bin notwendig, aber ich werde nie willkommen sein.

Als Schwarzer Migrant in Europa zu leben, bedeutet, auf dem schmalen Grat zwischen Überleben und Verschwinden zu wandeln. Es bedeutet, als unentbehrlich und austauschbar zugleich zu gelten. Meine Anwesenheit wird nur stillschweigend toleriert, nur solange ich Europa nicht daran erinnere, was ich repräsentiere. Ich bin nicht nur ein Arbeiter; ich bin ein Spiegel, der alles reflektiert, was dieser Kontinent lieber vergessen würde.

Libyen hat mich gelehrt, was es bedeutet, entmenschlicht zu werden. Europa lehrt mich, was es heißt, ausgelöscht zu werden. Das sogenannte Asylsystem in Libyen und Europa ist gescheitert, aber nicht aus Versehen, es war nie für das Schwarze afrikanische Kind gedacht. Seine Ursprünge liegen in der verhängnisvollen Verschleppung von Osteuropäer*innen in einem von seinen eigenen Kriegen verheerten Europa. Als diese Wunden verbunden und geheilt waren und das System nicht mehr gebraucht wurde, richtete es seinen Finger auf das afrikanische Kind und gab vor, Zuflucht und Menschenrechte zu bieten. In Wirklichkeit ist es nichts weiter als eine Eindämmungsmaschine, eine Fabrik der Verzweiflung, getarnt als Barmherzigkeit. Diese Maschinen der Eindämmung, geleitet von UNHCR und IOM, arbeiten unermüdlich, damit die, die es wagen, europäischen Boden zu begehren, ihn niemals kosten werden. Und wenn sie es doch tun, dann erst, nachdem Krieg,

menschengemachte Armut und Verrat ihre Körper und Seelen gebrochen haben.

Die Flüchtlingslager im Tschad, in Niger und Libyen sind keine Zufluchtsorte; es sind Lagerhäuser für als unwürdig erachtete Leben. Es sind Gefängnisse mit anderem Namen, entworfen, um Schwarze Migrant*innen von Europas vergoldeten Grenzen fernzuhalten. Auf diejenigen, die das Mittelmeer überwinden und ihren Fuß auf europäischen Boden setzen, wartet ein weiteres System der Entmenschlichung. Hier wird der Migrant zermahlen wie Mais zu Mehl.

In diesem Prozess wird aus ihm extrahiert, was Europa braucht: Seine Arbeitskraft, seine Stärke, seine Unterordnung unter eine Kultur, zu der er nie wirklich gehören wird. Wenn er diese Kriterien nicht erfüllt, wird er zum Problem erklärt und aussortiert, zum Verrotten in sogenannten Flüchtlingsunterkünften zurückgelassen, wo er nicht auf Aufnahme, sondern auf sein Urteil wartet. Jahre vergehen, in denen Europa debattiert, welchen Anteil Menschlichkeit er verdient, und selbst, wenn dieser ihm zugestanden wird, ist diese Menschlichkeit fragil, nichts als ein Dokument, das sich auflöst wie Papier im Regen und sein Leben mit sich nimmt.

Widerstand wird nicht geduldet. Diejenigen, die sich weigern, ihre Würde aufzugeben, werden zur Abschiebung freigegeben, zurückgeschickt in die »barbarischen Dreckslöcher«, die Europa als lebensunwert, aber für sein eigenes Überleben unerlässlich erachtet. Afrika, der Kontinent, der Europa mit seinen Ressourcen und seinen Menschen nährt, wird als Fluch und Bequemlichkeit zugleich behandelt. Das ist kein Asyl, es ist ein System, das darauf ausgelegt ist, auszugrenzen, auszubeuten und wegzuworfen.

Ich bin hier und doch nicht hier. Ich werde gebraucht, aber nicht gewollt. Und doch gibt es Solidarität, zerbrechlich, zaghaft, verstreut. Sie existiert in den Zwischenräumen zwischen den Grausamkeiten, in den stillen Akten der Freundlichkeit, die uns daran erinnern, dass die Menschlichkeit noch nicht völlig ausgelöscht ist. Wir können diese Solidarität nicht leugnen, aber wir müssen sie auch hinterfragen. Denn diejenigen, die sie praktizieren, ob als Individuen oder Kollektive, sind selbst die kranken Produkte dessen, was die Araber*innen und Europäer*innen getan haben. Sie malen sich eine Wiedergeburt, eine neue Identität für Europa aus, in der die Narben der



**Libyen ist Europas Schöpfung,
sein dunkles Geheimnis, die Hölle,
die es erbaut hat, um sich nicht
die Hände schmutzig zu machen.**

Geschichte heilen können. Doch diese Vision bleibt fragil, verstrickt in das Ego und die eigene Identität, die sie nur schwer entwirren können. Es ist ein Hoffnungsschimmer, aber zu schwach, um den Weg zu weisen. Ich bin sowohl ein Werkzeug als auch eine Bedrohung. Die Solidarität, auch wenn sie gut gemeint ist, trägt oft eher das Gewicht der Schuld als die Stärke echter Verantwortung. Es ist eine Solidarität, die Pflaster anbietet, aber das Skalpell scheut, das nötig ist, um die Krankheit herauszuschneiden.

Das ist die Realität eines Schwarzen Migrants im Jahr 2025. Es ist kein Leben, es ist eine ständige Verhandlung mit einem System, das mich zerstören soll.

Und doch bin ich immer noch hier. Mein Überleben ist ein Akt der Konfrontation. Mein Atem ist Widerstand. Sie können mich nicht auslöschen, weil ich sie nicht lasse. Ich schreibe diese Worte nicht, um um Verständnis oder Gnade zu bitten, sondern um die Wahrheit auszusprechen. Europa ist kein sicherer Hafen für das afrikanische Kind. Es ist eine Krankheit, die sich hinter ihrem Reichtum und ihren Denkmälern versteckt, ein System, errichtet auf den Rücken derer, die es nicht anerkennen will.

Ich weiß nicht, wie Gerechtigkeit aussieht, aber ich weiß, dass sie so nicht aussieht. Ich weiß, Ketten in Libyen oder Mauern in Europa sind es nicht. Ich weiß, eine Welt, in der Schwarze Menschen als Ware behandelt werden, ist es nicht. Doch bis es Gerechtigkeit gibt, werde ich weiter überleben. Für jede*n Schwarze*n Migrant*in, der*die diesen Weg zurückgelegt hat, ist das Überleben nicht nur ein Akt des Durchhaltens, es ist eine Deklaration. Es ist der Beweis, dass wir mehr sind als das, was sie uns nehmen, mehr als die Systeme, die sie gebaut haben, um uns zu brechen.

Europa mag uns die Würde verweigern, aber es kann uns nicht unsere Menschlichkeit nehmen. Es ist an uns, sie

zu bewahren, zu schützen und an die weiterzugeben, die nach uns kommen.

Und denen, die immer noch durch die Wüsten wandern, die immer noch über die Meere segeln, die immer noch von Luft träumen, sage ich: Wir sind keine Invasoren. Wir sind die Erben dessen, was man uns gestohlen hat. Wir sind hier, weil sie dort waren. Und wir werden nicht verschwinden. Aber Überleben ist nicht genug. Wir müssen von mehr träumen als vom Durchhalten. Gerechtigkeit muss mehr sein als ein in gemütlichen Räumen gesprochenes Wort; sie muss eine Handlung sein, die Ketten sprengt und Brücken baut. Sie muss reparativ sein, indem sie die Wunden der Geschichte aufarbeitet, und transformativ, indem sie die Systeme umgestaltet, die diese Ungerechtigkeiten fortschreiben. Gerechtigkeit kann keine Gnade sein, sie muss eine Abrechnung sein.

Es muss eine Gerechtigkeit sein, die durch die Hände derer geschaffen wird, die überlebt haben. Für uns ist Gerechtigkeit kein abstraktes Ideal, sie ist der tägliche Akt des Aufstehens, des (Wider-)Sprechens, der Weigerung zu verschwinden. Sie ist die Solidarität, die wir ineinander finden, das Licht, das wir selbst an den dunkelsten Orten teilen. Sie ist das Wissen, dass wir, obwohl sie uns auslöschen wollten, immer noch da sind und dass wir nicht schweigen werden.

Bis dahin werden wir einander Halt geben, so wie wir es immer getan haben. Denn selbst in den dunkelsten Ecken dieser Welt finden wir Licht in der Stärke des anderen. Wenn du mir je einen Namen gibst, finde ihn in diesem Essay. ●

Refugees in Libya ist eine Selbstorganisation von Geflüchteten und Migrant*innen. (Siehe Kasten)

Die englische Originalfassung des Essays erschien am 5. Januar auf www.refugeesinlibya.org.

Refugees in Libya

entstand während eines Protests vor dem UNHCR-Büro in Tripolis im Oktober 2021. Der Protest richtete sich gegen die unmenschlichen Lebensbedingungen geflüchteter Menschen in Libyen und die Räumung provisorischer Unterkünfte, viele Beteiligte wurden in die berüchtigten Haftlager in Tarik Al-Sekka, Al Mabani und anderen Orten gesperrt. Heute leben Mitglieder der Organisation in verschiedenen europäischen und afrikanischen Ländern, informieren über die Zustände an Europas Grenzen und die Aktivitäten der mit EU-Geldern aufgerüsteten libyschen Milizen und mobilisieren gegen die europäische Asyl- und Migrationspolitik. Mehr auf www.refugeesinlibya.org, wo man auch spenden kann.

Funktioniert das? Bankraub

Bei keinem anderen Delikt können die Täter nach einem gelungenen Coup auf so viel Sympathie hoffen, wie nach einem Einbruch in eine Bank oder einem Banküberfall.« So Klaus Schönberger im Vorwort zu dem von ihm im Jahr 2000 herausgegebenen Sammelband »VaBanque. Bankraub: Theorie, Praxis, Geschichte«.

Die Rezeption des Buches bestätigt dies. Das seit langem vergriffene Werk wurde nicht nur in der einschlägigen linken Presse wohlwollend rezensiert, sondern auch in Blättern wie der Süddeutschen Zeitung und dem österreichischen Standard. Oft bemüht wurden dabei Zitate moralischer Instanzen, vor allem die geflügelten Worte Bertolts Brechts: »Was ist schon ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?« In der ak-Besprechung von anno dazumal hieß es: »Eines ist klar: Mal eine »Bank zu machen« gehört zumindest zeitweise zum Traumrepertoire der meisten Menschen, sei es aus Geldmangel, weil man sich mal was Schönes leisten will oder aus politischer Motivation – um die Revolution zu bezahlen.«

Sektiererisch ist der Bankraub als politische Praxis nicht. Zahlreiche politische Gruppen, die den Schritt in die Illegalität nicht scheuten, wählten ihn als Finanzierungsquelle, ob sie nun anarchistisch, leninistisch oder sonst etwas waren. Einige von ihnen sicherten sich gar einen Platz in der bürgerlichen

Kriminalgeschichte. Die Anarchist*innen rund um Jules Bonnot, die in den Jahren 1911 und 1912 dem Bankwesen in Frankreich das Fürchten lehrten, gelten als Erfinder*innen des Fluchtautos. Die Marxist*innen der Blekingegade-Gruppe, die in den 1970er und 1980er Jahren beträchtliche, bei Raubüberfällen angeeignete Summen an Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt weiterleiteten, gehören bis heute zu den ertragreichsten Räuber*innen Dänemarks.

Das Robin-Hood-Element, das in der Praxis der Blekingegade-Gruppe mitschwang, verstärkt die Sympathien für Bankräuber*innen zusätzlich. Der politische Bankraub diente nie nur der Sicherstellung des Lebensunterhalts in der Illegalität oder der Finanzierung der eigenen Gruppe, sondern auch der Umverteilung, sei es um die Bewegung zu stärken oder Bedürftigen unter die Arme zu greifen. Die Politaktivistin vermischt sich hier mit dem »Räuber als Sozialrebell«, den Eric Hobsbawm ausführlich analysiert hat. Persönlichkeiten wie der 2023 verstorbene Anarchist Alfredo Bonanno, prominenter Vertreter des aufständischen Anarchismus ebenso wie Experte im Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei, haben diese Rolle jahrzehntelang überzeugend bedient.

Auch auf Geldbeschaffung allein lässt sich der politische Bankraub nicht reduzieren. Er ist ebenso als Test hilfreich, um Gruppen zu zeigen, wie sich Einzelne in ganz spezifischen

Stresssituationen verhalten, was eine möglichst angemessene Aufgabenverteilung innerhalb der Gruppen erleichtert. In diesem Sinne können Banküberfälle in vielerlei Hinsicht der Vorbereitung politischer Aktionen dienen.

Den Bankraub als Initiationsritus für die politische Aktion darzustellen ist freilich zu weit hergeholt, auch wenn sich 1974 ein Millionenpublikum an den Bildern einer Überwachungskamera ergötzte, die die Millionenerbin Patty Hearst als aktiv Beteiligte eines Banküberfalls in San Francisco zeigten, begangen von derselben Gruppe, die Hearst zwei Monate zuvor gekidnappt hatte, der Symbionese Liberation Army. Hearst distanzierte sich später von der Gruppe und wurde als Paradebeispiel des Stockholm-Syndroms berühmt.

Auch in Deutschland machten illegale Gruppen praktische Erfahrungen mit dem Bankraub. Die Bewegung 2. Juni wird gerne mit Banküberfällen assoziiert, bei denen sie Süßigkeiten mit heute unaussprechbarem Namen verteilte. Von zeitloser Bedeutung sind Reflexionen, wie sie das ehemalige Mitglied der Gruppe Klaus Viehmann in einem Beitrag (»Notgroschen der Revolution«) in dem eingangs erwähnten Buch »VaBanque« formulierte: »Banküberfälle haben als linker Gelderwerb ausgedient und sind von Lohnarbeit, Erbschaften, Stiftungs- und Staatsknete abgelöst worden. Das ist legal und ungefährlicher für alle Beteiligten, aber auch viel gesell-

schaftskonformer und weniger widerständig. (...) Geld aus Enteignungen zu nehmen prägt linke Politik und Projekte vermutlich ebenso, wie das Hinterherlaufen hinter reichen Erben oder Stiftungshanseln und das Ausfüllen von Antragsformularen. Anders formuliert: Eine Linke, die geklautes Geld nutzt, hat sicher eine andere Haltung als eine, die sich unbedingt legal finanziert.«

Das kann ruhig so stehen bleiben. Nicht als Plädoyer für eine bestimmte Aktionsform, sondern als Ermunterung zum Nachdenken über Finanzierung, Abhängigkeit und Unabhängigkeit – ein Thema, genauso universal wie Fragen zu Legalität und Illegalität oder Effektivität und Ineffektivität. Der Bankraub eignet sich für viele Diskussionen als anregendes Fallbeispiel.

Universal ist auch die Tatsache, dass einige Menschen viel zu viel und andere Menschen viel zu wenig haben, und dass die Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums Ziel einer jeden ernstzunehmenden linken Politik sein muss. Banken schenken hier die wenigsten ihr Vertrauen – ein Grund, warum die romantische Aura der Bankräuber*innen weiterleben wird. Fördert diese Aura die Entwicklung hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit erfüllt sie ihren Zweck. Das lässt sich pragmatisch wie metaphorisch verstehen. Auch in Zeiten von Kryptowährungen ist das letzte Wort hier noch lange nicht gesprochen. ●

Gabriel Kuhn